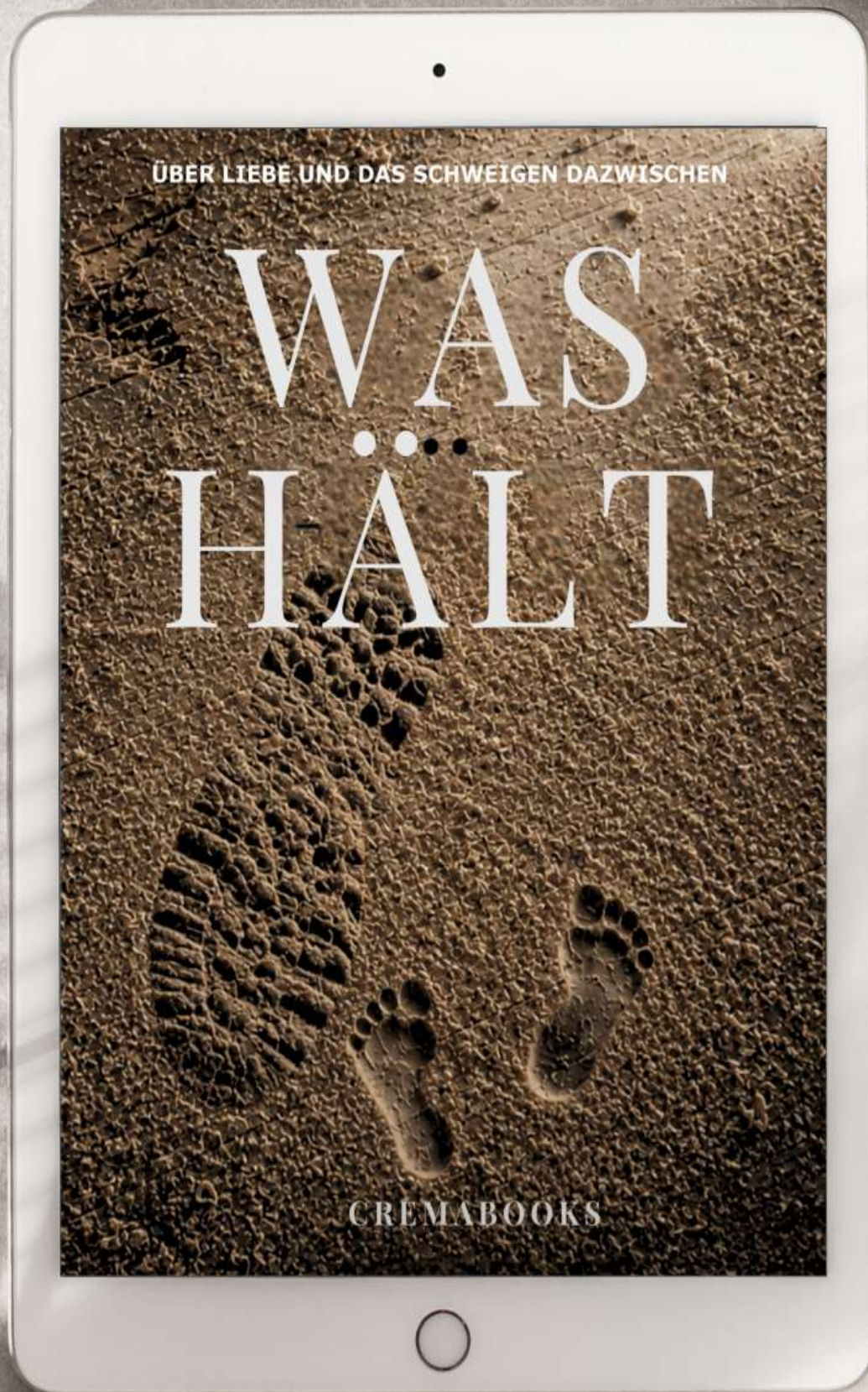


LESEPROBE



cremabooks.de

Kapitel 1 –

Der goldene Ball

Der Ball hing im Baum, als gehörte er dorthin.

Ich nicht.

Die anderen Kinder standen darunter und riefen durcheinander. Einer weinte. Einer lachte. Die Erzieherin sagte etwas von Pech und dass man einen neuen Ball holen könne. Niemand bewegte sich.

Ich sah nach oben. Der Ball drehte sich langsam im Wind. Goldfarben. Schon etwas abgeschabt. Er glitzerte nicht mehr richtig, aber man erkannte, dass er einmal etwas Besonderes gewesen war.

Emma stand neben mir. Rosa Kleid. Weiße Schuhe. Die Hände an den Seiten, als wüsste sie nicht, wohin damit. Sie sah nicht zum Ball, sondern zu mir.

„Der war noch fast neu“, sagte sie.

Ich nickte.

Es gab keinen Plan. Nur diesen Moment, der nicht erledigt war.

Der Baum war rau. Die Rinde schnitt in die Finger. Ich setzte den Fuß an, rutschte ab, fand Halt. Ein Ast knackte. Jemand rief etwas, das wie Vorsicht klang.

Ich kletterte weiter.

Der Ball war weiter weg, als er von unten ausgesehen hatte. Ich griff daneben. Der Ast schwankte. Mein Herz schlug schneller, aber nicht vor Angst. Mehr aus Konzentration. Beim zweiten Griff blieb der Ball in meiner Hand. Warm von der Sonne. Schwerer als gedacht.

Als ich wieder unten stand, sagte niemand etwas. Emma trat einen Schritt näher. Ich hielt ihr den Ball hin.

Sie nahm ihn mit beiden Händen. Sah mich an. Nicht wie die anderen. Nicht überrascht. Nicht bewundernd. Eher so, als hätte sie erwartet, dass es so ausgeht.

„Danke“, sagte sie. „Du bist mein Held.“

Ich wusste nicht, was ein Held war.

Ich wusste nur, dass der Ball nicht mehr im Baum hing.

Wir setzten uns in den Sandkasten. Sie ließ den Ball rollen. Ich schob ihn zurück. Immer wieder. Um uns herum war es laut. Kinder schrien. Sand flog. Jemand stritt sich um eine Schaufel.

Zwischen uns war es ruhig.

„So, jetzt heirate ich dich“, sagte Emma und sah auf den Ball.

Ich nickte.

„Später“, sagte ich.

Das reichte ihr.

Zu Hause war es nie ruhig.

Die Tür fiel ins Schloss. Stimmen lagen übereinander. Meine Mutter rief aus der Küche.

Mein Vater sprach über etwas, das wichtig klang. Meine Geschwister redeten gleichzeitig, als gäbe es einen Wettbewerb darum, wer gehört wurde.

Ich zog die Schuhe aus und stellte sie ordentlich nebeneinander. Hängte meine Jacke an den letzten freien Haken. Ganz außen. Dort war immer Platz.

„Maxi“, rief jemand.

Ich ging hinein.

Beim Abendessen wurde geredet. Über Schule. Über Termine. Über Dinge, die passiert waren. Ich aß. Hörte zu. Sagte nichts. Es fehlte nichts.

Nach dem Essen ging ich die Treppe hinunter. Zwei Stufen knarrten. Die dritte nicht.

Unten roch es anders. Nach Holz. Nach Staub. Nach etwas, das nicht reden musste, um da zu sein.

Mein Großvater saß an der Werkbank. Die Lampe über ihm war an. Er sah nicht auf.

„Komm“, sagte er.

Ich trat neben ihn. Er schob mir ein Stück Holz hin. Hell. Glatt. Ein Riss lief quer darüber.

„Fass an.“

Ich legte die Hand darauf. Kühl. Fest. Der Riss fühlte sich rauer an als der Rest.

Er nahm das Stemmeisen. Setzte es an. Klopfte mit dem Hammer. Nicht stark. Nur so viel, wie nötig war. Holz löste sich. Dünne Späne fielen auf die Werkbank.

„Hält das?“, fragte ich.

„Wenn es passt“, sagte er.

Mehr nicht.

In der Werkstatt wurde nicht erklärt. Dinge funktionierten oder sie taten es nicht. Wenn sie es nicht taten, arbeitete man weiter. Niemand wurde laut. Niemand rechtfertigte sich.

Manchmal ließ er mich etwas halten. Ein Brett. Einen Winkel. Seine Hand lag kurz auf meiner. Schwer. Ruhig. Dann nahm er sie weg.

Oben war Lärm.

Hier unten war Arbeit.

Ich sah seine Hände an. Die Haut dick. Die Nägel kurz. Alles daran sah aus, als wüsste es, was zu tun war.

„Opa“, sagte ich.

Er brummte nur. Das war sein Ja.

Ich schluckte, weil ich plötzlich merkte, dass es wichtig war, was ich jetzt sagte.

„Ich werde mal wie du“, sagte ich.

Er hob den Blick. Nur kurz. Als würde er prüfen, ob ich es ernst meinte. Dann sah er wieder auf das Holz.

„Sag das nicht so leicht“, sagte er.

„Warum?“, fragte ich.

Er setzte das Eisen neu an. Klopfte einmal. Wartete, bis der Span sich löste.

„Weil es kostet“, sagte er.

Ich wusste nicht, was er meinte.

Seine Hand lag wieder auf meiner, damit ich den Winkel hielt. Schwer. Ruhig.

„Nicht drücken“, sagte er. „Nur führen.“

Ich führte.

Oben krachte eine Tür. Jemand lachte zu laut. Jemand rief meinen Namen.

Ich zuckte zusammen. Mein Großvater nicht.

Hier unten blieb das Licht gleich.

Ich hielt das Holz fest und stellte mir vor, wie es wäre, jeden Tag hier zu sitzen. Immer.

Allein mit dem Geruch und der Stille. Mit Händen, die alles können sollten.

Mein Herz schlug schneller. Nicht vor Angst.

Noch nicht.

„Später“, sagte ich leise, mehr zu mir als zu ihm.

Mein Großvater antwortete nicht.

Er arbeitete weiter.

Kapitel 2 –

Das Geräusch von Zuhause

Zuhause hatte ein eigenes Geräusch.

Es war kein einzelner Ton. Es war ein Gemisch. Stimmen.

Das Schreien meiner Schwester. Schritte meiner Mutter in der Küche. Türen, die mein Bruder zu hart schloss. Wasser im Waschbecken, Geschirr, das irgendwo abgestellt wurde. Es hörte nie ganz auf. Selbst nachts nicht. Dann knarrte das Haus. Heizungen rauschten. Jemand drehte sich im Schlaf um.

Ich kannte jedes Geräusch. Wusste, wer sich bewegte, ohne hinzusehen. Wer gut gelaunt war. Wer lieber in Ruhe gelassen werden wollte.

Ich war der Jüngste. Das musste man nicht sagen. Das spürte man.

Meine Geschwister hatten ihre Plätze. Ihre Lautstärken. Ihre Themen. Sie nahmen Raum ein, ohne darüber nachzudenken. Sie erzählten. Stritten. Verteidigten sich. Sie waren schon da, bevor ich etwas brauchte.

Ich setzte mich dazu. Hörte zu.

Beim Frühstück saß ich am Ende des Tisches. Der Platz war schmaler als die anderen. Ich mochte das. Man musste sich dort nicht entscheiden, wohin man gehörte.

„Wer hat meinen Pullover gesehen?“ „Ich muss los, ich komme zu spät.“ „Kannst du mir helfen?“

Die Sätze flogen durch den Raum. Manchmal trafen sie jemanden. Manchmal nicht.

Ich aß mein Brot. Kaute langsam. Sah zu, wie die Butter schmolz, wenn sie zu früh auf das warme Toast kam.

„Maxi“, sagte meine Mutter manchmal.

Ihre Hand lag kurz auf meiner Schulter.

Ich sah auf.

„Alles gut“, sagte sie dann. Nicht als Frage. Als Feststellung.

Dann ging sie weiter.

Es war kein Gespräch.

Es war eine Berührung.

Und genug.

In der Schule fiel mir auf, dass andere Kinder anders redeten. Sie erklärten viel.

Verteidigten sich. Wollten recht haben. Ich hörte zu. Merkte mir Dinge. Was jemanden ärgerte. Was jemanden beruhigte.

Es war nicht schwer. Man musste nur still sein.

Wenn ich nachmittags nach Hause kam, war das Geräusch schon da, bevor ich die Tür öffnete. Es empfing mich wie etwas Lebendiges.

Ich stellte meine Tasche ab. Zog die Schuhe aus. Räumte sie weg.

„Maxi, kannst du kurz...?“

Ich konnte.

Es waren kleine Dinge. Den Tisch decken. Etwas holen. Kurz aufpassen. Niemand fragte lange. Niemand bedankte sich besonders.

Einmal fragte meine älteste Schwester, ob ich mitkommen wolle.

Ich sagte nein.

Sie zuckte mit den Schultern.

Stellte die Frage nie wieder.

Das war in Ordnung.

Am lautesten war es abends. Stimmen überlagerten sich. Der Fernseher lief. Jemand lachte zu laut über etwas, das nicht lustig war. Ich saß dabei. War Teil davon, ohne etwas beizutragen.

Manchmal legte ich den Kopf schief und hörte nur noch zu. Nicht auf die Worte. Auf den Klang. Wer schneller sprach. Wer langsamer wurde. Wer eine Pause machte, weil niemand zuhörte.

Ich lernte, Pausen zu erkennen.

Nach dem Essen ging ich oft nach unten. Nicht sofort. Erst, wenn niemand mehr fragte, ob ich noch etwas wollte.

Die Treppe war schmal. Die Luft kühler. Der Lärm blieb oben.

Unten war ein anderes Geräusch. Holz auf Holz. Metall, das kurz anstieß. Ein Atemzug.
Mehr nicht.

Mein Großvater arbeitete. Immer. Auch wenn er nichts baute. Dann stand er an der
Werkbank und sah etwas an, als würde es ihm antworten.

Ich setzte mich auf den Hocker. Sagte nichts.

Er reichte mir manchmal etwas. Ein Maßband. Ein Stück Holz. Seine Hände waren rau. Sie
zitterten nicht. Noch nicht.

„Halt“, sagte er.

Ich hielt.

Es gab dort keine Fragen nach Schule. Keine nach Gefühlen. Niemand wollte wissen, wie
mein Tag gewesen war. Das Holz lag da. Die Arbeit auch.

Wenn etwas schiefging, wurde es korrigiert. Ohne Kommentar. Ohne Vorwurf.

Ich mochte das.

Oben lernte man, sich einzufügen.

Unten lernte man, genau zu sein.

Einmal kam meine Mutter die Treppe hinunter. Sie blieb in der Tür stehen, das Licht von
oben hinter sich.

„Maxi, kommst du wieder hoch? Wir spielen was.“

Ich sah sie an. Sah meinen Großvater an.

Er arbeitete weiter, als hätte er nichts gehört.

„Gleich“, sagte ich.

Sie wartete einen Moment. Dann ging sie wieder.

Mein Großvater legte das Werkzeug ab. Sah mich an.

„Du kannst gehen“, sagte er.

„Ich weiß“, sagte ich.

Ich blieb.

Er nickte. Einmal. Dann nahm er das Werkzeug wieder auf.

Später, als ich wieder oben war, lachten meine Geschwister über etwas. Ich setzte mich
dazu. War dabei.

Aber ein Teil von mir war noch immer unten.

Zuhause veränderte sich das Geräusch mit den Jahren. Stimmen wurden tiefer. Termine wichtiger. Türen fielen öfter ins Schloss. Meine Geschwister kamen später nach Hause. Oder gar nicht.

Ich blieb.

Manchmal saß ich abends allein am Tisch. Das Geräusch fehlte dann fast. Es war zu still. Ich hörte mein eigenes Atmen. Das war ungewohnt.

Dann ging ich nach unten.

Mein Großvater arbeitete langsamer. Legte Werkzeuge öfter ab. Sah sie sich an, bevor er sie benutzte.

„Hörst du das?“, fragte er einmal.

Ich hörte.

Nichts Besonderes.

„Wenn es falsch klingt, passt es nicht“, sagte er.

Er erklärte es nicht weiter.

Ich sah ihn an. Wirklich an. Seine Hände, die jetzt manchmal zitterten. Seinen Rücken, der gebeugt war. Die Art, wie er allein an der Werkbank stand.

Immer allein.

„Opa“, sagte ich. „Warum kommst du nie hoch?“

Er hielt inne. Legte das Hobeisen weg. Strich mit der Hand über das Holz.

„Weil hier alles ist, wie es sein soll“, sagte er.

Das klang nicht wie Zufriedenheit.

Es klang wie Resignation.

Ich saß noch lange, nachdem er das gesagt hatte. Sah auf seine Hände. Auf die Werkzeuge. Auf die Dinge, die alles für ihn geworden waren.

Zu viel.

Ich ging an diesem Abend früher hoch als sonst.

Oben war es laut. Jemand stritt sich am Telefon. Jemand suchte etwas. Das Geräusch von Zuhause umgab mich.

Ich setzte mich auf die Treppe. Genau in die Mitte.

Unter mir das Holz und die Stille.

Über mir das Leben und der Lärm.

Ich lehnte den Kopf an die Wand.

Ich wusste nicht, wo ich hingehörte.

Ich wusste nur, dass ich auf der Treppe nicht bleiben konnte.

Entdecke die volle Vielfalt
von CREMABOOKS im
Bücher-Regal auf
cremabooks.de
oder
bei AMAZON



cremabooks.de

Impressum – Cremabooks

Anbieter / Verantwortlicher:

Cremabooks – Selfpublisher

Autoren-Duo TJ: Tanja Mätzke & Jens Leuschner

Verantwortlich für Inhalte nach § 55 Abs. 2 RStV: Jens Leuschner

Anschrift: Grünsprechtwiese 4, 30657 Hannover, Deutschland

E-Mail: autorenduo@cremabooks.de

Angebot:

Alle auf Cremabooks angebotenen Leseproben sind **kostenlos**. Die Downloads erfolgen über die Plattform **Wix**. Links zu externen Seiten, wie **Amazon**, dienen ausschließlich der Verlinkung zu den Verkaufsangeboten der Bücher.

Haftung:

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich. Cremabooks übernimmt keine Gewähr für die Vollständigkeit, Richtigkeit und Aktualität der angebotenen Inhalte und Downloads.

Urheberrecht:

Sämtliche Leseproben, Texte und Materialien auf Cremabooks sind urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigung, Weitergabe oder kommerzielle Nutzung der Inhalte ist ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der Autoren untersagt.

Datenschutz:

Ein vollständiger **Datenschutzhinweis** ist auf der Homepage von Cremabooks verfügbar.